

Des Schönrainers Licht

Erzählung nach einer alten Dorfsage

Von Angelika Bischoff-Luithlen

Der Hof, der auf halber Höhe eines der Hügel, die das Dorf begrenzten, einsam und unter alte Bäume eingebettet lag, hieß im Grundbuch der Schönrainhof oder der Hof am schönen Rain. Aber kein Mensch sagte so. Es hieß „Scherroinahof“, wobei die mittlere Silbe betont und niemand sich der eigentlichen Wortbedeutung mehr bewußt wurde. Sie war zwar unsichtbar da, wurde aber nicht ausgesprochen, gemäß der schlichten Art der dortigen bäuerlichen Menschen, die die Schönheit eines Raines wohl empfinden, nicht aber immer und zum Werktagsgebrauch von ihr reden mögen.

Der Hochzeit des Haussohnes, die auf dem Hof geplant war, war eine Trauerfeier vorausgegangen: Die Mutter des Hochzeiterers war bei Umgestaltungsarbeiten im Haus über ein Kabel gefallen, hatte sich schwer verletzt und starb nach schmerzvollen Leidenstagen. Trotzdem war das junge Paar übereingekommen, die Hochzeit nicht zu verschieben, sondern sich still und ohne jedes Gepränge trauen zu lassen, da der Hof die Frauenhand brauchte. Im Dorf wurde viel darüber geredet, daß man die Sitte des Trauerjahrs nicht eingehalten hatte, aber Helene, die Braut, kümmerte sich nicht darum. Sie war eine Städterin, brachte Geld und praktischen Sinn ins Haus und war obendrein eine gute Seele, die das Blut irgendeines halbvergessenen Vorfahren wieder aufs Land treiben mochte, zu Acker und Stall zurück, aber ausgerüstet mit der ganzen Mitgift neuester landwirtschaftlicher Erkenntnisse. Rüstig und tätig leitete Helene die Modernisierungsarbeiten auf dem Hof, der ob seiner einsamen Lage bisher noch „vorsintflutlich“, wie sie sagte, nämlich ohne elektrischen Strom bewirtschaftet worden war. Der Unfall mit der Schwiegermutter war bedauerlich,

gewiß, aber all die neuen Knöpfe und Schalter an den Wänden wollten in Gebrauch genommen werden, von jemand, der es verstand, den es förmlich in den Fingern juckte, danach zu greifen – so wurde Helene die junge Bäuerin auf dem Hof.

Der größte Gegner dieser frühen Hochzeit war der Vater des Bräutigams, der Altbauer Michael, genannt der „Scherroinamichel“. Der Tod seiner Gefährtin hatte ihn schwer getroffen, und kein Wort und keine Guttat konnte die starre Miene des alten Mannes ein wenig lockern, am allerwenigsten die Bemühungen Helenes, ihm ein gemütliches Stübchen einzurichten. Der Raum war hell gestrichen worden, man hatte die alte hölzerne Doppelbettlade durch ein neues weißlackiertes Gestell mit frischem Bettzeug ersetzt, außerdem hatte das Zimmer nun Stromanschluß, an der Decke eine Schale und am Bett eine Röhre, die taghelles Licht gaben, wenn der Alte abends in seiner ungefügen Traubibel lesen wollte, was er gewöhnt war. Helene meinte, hier müsse es dem Vater doch nun gefallen, zum mindesten dann, wenn er sich an die Veränderung gewöhnt habe. Aber der Alte starrte alles böse an und schwieg beharrlich, und nur einmal bekam der Sohn im Hinblick auf die neue Lagerstätte zu hören, nun könne er nicht einmal mehr „zur Mutter numlangen“. Auf die Entgegnung, daß er das ja leider auch im alten Bett nicht mehr gekonnt hätte, schüttelte der alte Schönrainer nur den Kopf. „Was weißt denn du!!!“ sagte er.

Es war nicht leicht, mit dem alten Mann umzugehen, und Helene, die doch eigentlich einen ganzen Wagen voll Geduld mit auf den Hof gebracht hatte, fand im Stillen, der Vater sei ein undankbarer Mensch. Er müsse doch auch bedenken, daß sie dem Hof auf die

Beine geholfen hatte. „Vielleicht ist er nicht mehr ganz recht“, sagte Hansjörg dann wohl, aber es tat ihm leid um das Wort. Er wußte nur die Streiche nicht anders zu erklären, die der Vater machte. Wie ein trotziges Kind benahm er sich. Abends, wenn alles zur Ruhe gegangen war, wurde er lebendig, wanderte im Haus umher, öffnete Türen und Schränke und trieb dieses und jenes. Oft holte er sich Werkzeug herbei, schraubte die Lampen in seiner Stube ab und versteckte sie so, daß sie tagelang gesucht werden mußten. „Er wird sie noch zertrümmern in seinem Haß auf das neue Licht“, fürchtete Helene. „Das tut er nicht, dazu ist er ein Bauer“ sagte Hansjörg und behielt recht. Als er merkte, daß die Lampen gefunden und wieder angebracht wurden, suchte der Scherroinamichel andere Wege. Er schlief nicht mehr in seinem Zimmer; man fand ihn einmal im Stall, einmal in der Scheune, oft auch in einem halbzerrfallenen Schöpflein auf alten Säcken liegend, unter einer Dachluke, die er noch vergrößert hatte, wohl, um den sommerlichen Himmel zu sehen und Luft zu haben. Hansjörg, der sich angewöhnt hatte, morgens als erstes den Vater zu suchen, traf ihn dort am häufigsten an: ins Halbdunkel gebettet, leicht schnarchend in dem tiefen Morgenschlaf, der ihn überkam, wenn er seine nächtliche Rastlosigkeit überwunden hatte. Als der Junge einmal die Tür aufstieß, um die vollflutende Morgensonne hineinzulassen, sah er, daß der Vater sein Lager deutlich als ein doppeltes hergerichtet hatte. Seine rissige Hand hatte er dorthin ausgestreckt, wo es leer war, und die Finger waren so liebevoll gebogen, als müßten sie eine zweite Hand in sich halten, sicher durch des Traumlandes Wirrnis führen und in den Morgen geleiten. Erschüttert und beschämt, als hätte er sich eines geheimen Frevels schuldig gemacht, zog der junge Schönrainer die Tür wieder zu und gab mit allen Sinnen darauf acht, daß sie nicht knarrte.

Den Sommer hindurch ging dies heimliche Wesen weiter. Der Altbauer suchte sich nachts ein Lager, und Hansjörg ging dann am Tag diesen Wegen nach. Als es kälter wurde, ließ er manchen Stapel Schaffelle oder Säcke irgendwo liegen, wo sie nicht hingehörten, und ließ sich von der aufmerksamen Helene deswegen schelten, daß er der Torheit des Vaters Vorschub leiste. Schließlich, im Oktober, bat er den Vater, nun doch in der Stube zu schlafen. Er bekam ein flüchtiges Ja und zugleich ein so schmerzliches Lächeln, daß er wußte, es galt nicht. Und so ereilte das Schicksal den einsamen Schläfer: am Anfang des November schneite es nachts, und sie fanden ihn im Schopf halb erstarrt von dem Schnee, der unter der Tür durch und von der Dachluke hereingeweht war.

Sie brachten ihn mit Einreibungen, Wärmflaschen und heißen Tränken zwar ins Leben zurück, aber er bekam eine schwere Lungenentzündung, und mit der Pflege dieses alten Menschen, des Scherroinamichels, der im Bett lag wie ein urweltlicher Baumstamm und, unter geheimen Stürmen ächzend, sich drehte und wendete, übernahm Helene etwas für sie fast Untragbares. Es galt nicht nur, den schweren und immer noch kraftvollen Mann mit beiden Armen festzuhalten, wenn er, was alle Augenblicke geschehen konnte, das Bett und die Stube verlassen und wilden Blicks nach draußen stürmen wollte, weil er drin nicht sterben könne, wie er sagte; es galt auch, was fast noch mehr Stärke heischte, an seinem Lager zu sitzen und all das anzuhören, was, im Leben verschwiegen, in der Fieberhitze jäh zum Durchbruch kam wie aus einer prallen und brennenden Beule.

Immer wieder war es das Licht, was ihn beschäftigte und quälte. Ein Licht, ein bestimmtes Licht, das neue Licht oder Licht überhaupt – es wurde nicht klar, was er meinte, nur manchmal trat der Haß auf die Modernisierung zutage; dann schimpfte, fluchte, tobte, weinte und bettelte er in einem Atem. „Nehmt es weg – es scheint zu hell – man sieht nichts mehr! Hansjörg – schlag es weg – warum duldest du das? Hilfe – die Offenbarung – es wird zu heiß – ich kann nicht –“ Einmal lag er stöhnend, dann wieder still da; oft kamen wilde Worte wie fliegende Fahnenfetzen, dann wieder redete er zusammenhängend, im Predigtton und schriftdeutsch, mit Bibelworten untermischt. „Das sagt der Sohn Gottes, der da Augen hat wie Feuerflammen! Glaubet doch, o glaubet, ihr Kinder Israels! Warum glauben unsere Söhne und Töchter nichts mehr? Sie haben das Licht in der Maschine bekommen, aber das Licht des Herzens ist von ihnen genommen –“ Hier schrie er so, daß man ihm ein Beruhigungsmittel einflößen mußte; danach lag er still da, plötzlich blaß und verfallen, und als der Sohn sich niederbeugte und ängstlich nach dem Puls fühlte, kam es zärtlich flüsternd von seinen Lippen: „Ja, gib dei Händle, Mueterle, Schatzele, liebs – bist da?“ Nun liefen auch Helene die Tränen über die Wangen. Indessen redete der Alte weiter, ein wenig lauter und im Gesprächston: „Ist gut, Mueterle, daß du kommen bist. S' ist jetzt viel zu hell, man sieht das Licht nicht. Weißt no, wie des schön war, winters, wenn's so lang nacht war unterm dicke' Strohdach? Schwätza hat mr könne, und viel, viel denke – heut denket se nix meh. Heut sind se blind vom Licht – aber der oine, Mueterle, weißt, der zündet uns – derfst's glaube – mir fendet de Weg –“

Die Tage und Nächte erschienen ihnen endlos, aber

dann kam doch ein Abend, wo sich Hansjörg und Helene niederzulegen getrauten. Es ging dem Vater besser, er schlief ruhig und sicher atmend, und sie zogen vorsichtshalber den Stubenschlüssel ab und nahmen sich vor, im Morgengrauen gleich nachzusehen. Helene kam zuerst – der Kranke war verschwunden. Ein Fenster stand halb offen, zwei Bettücher fehlten und das nasse Gemüsebeet unterm Fenster zeigte die Gehspur eines nackten Fußes, die sich bald im Grase verlor. Sie boten Knechte und Mägde auf, um den Flüchtigen zu finden; erst wurde in nächster Umgebung des Hofes jedes Brett und jeder Strohbund umgedreht, da sie annahmen, der Alte könne in seiner Schwäche nicht weit gekommen sein. Ratlos streifte die Gruppe der Suchenden, durch Männer vom Dorf verstärkt, schließlich in der Abenddämmerung über den Berg, und einer blickte zufällig in das halb abgebrochene Schafhaus, das da stand. Da sahen sie es. Es flatterte ein weißes Tuch an den Haken, an denen früher der

Schäfer seine Hängematte befestigt hatte, und im Näherkommen sahen sie, daß es bettartig festgebunden war, und daneben das zweite, in welchem, mit liebend ausgestreckter Hand, der alte Michel lag – tot. Darüber, an einem Balken, sah man ein fahles, gespenstisch leuchtendes Licht. „Er hat ihm heim’zunden“, sagte der alte Besenbinder, der dabei stand. Später, nach einigen Wochen erst, erinnerte sich Hansjörg dieser Worte und fragte den Besenbinder, der ein Schulkamerad des Toten war, nach ihrer Bedeutung. Er bekam eine kurze und widerwillige Auskunft. Der Vater sei einmal mit dem Fuhrwerk bei Nacht heimgefahren. Da sei ihm einer aufgesessen. Der habe gesagt, er solle sich nicht umkehren, er komme von den Toten. Aber wenn er ihn ein Stück mitfahren lasse, wolle er ihm und seinem Weib „zünden“, wenn sie sterben müßten. „In eurem Haus weiß man aber auch gar nichts“, setzte der Besenbinder mißbilligend hinzu.

Tett nang, die Montfortstadt

Von Alex Frick

Tett nang, die Stadt auf der Höhe über dem Bodensee, nennt sich gerne „die Montfortstadt“ und drückt damit aus, daß sie ihre Entstehung und Entwicklung in erster Linie den Grafen von Montfort verdankt. Auch ihr zweiter Beiname „Stadt der Schlösser und Kapellen“ hängt mit diesen Grafen zusammen, welche die meisten dieser Bauten errichtet haben. Wenn sie sich aber heute noch mit dem Schimmer der Montfort umgibt, liegt darin auch ein wenig Wehmut und Sehnsucht nach alten Zeiten. Denn über 500 Jahre war sie Residenz dieses Grafengeschlechts.

Allerdings, als Siedlung ist Tett nang schon viel älter als die Grafen. Denn als in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts die Argengau-Grafen begannen, an Siedler Land abzugeben, um aus diesem dicht bewaldeten Jungmoränegebiet Kulturland zu schaffen, ließ sich auch ein Tetto dort nieder. Er hatte sich für seine Siedlung ein günstiges Gelände herausgesucht. An einer alten Römerstraße und am Abfluß eines größeren Gletschersees legte er seinen Hof an. Es waren ja keine großen Sippen, welche hier in jener Zeit siedelten, sondern nur Einzelpersonen mit ihrer Familie. Und weil das Gelände, eine Schotterterrasse der letzten Eiszeit, leicht gewölbt war und an einem

Wasser lag, nannte man diese Siedlung Tetti-wang. Aber diese Wortzusammenstellung war dem Schwaben nicht geläufig, und so machte er bald ein Tett nang daraus, und als Tetinanc erscheint der Ort im Jahre 882 zum ersten Male in einer St. Galler Urkunde. Um die Mitte jenes Jahrhunderts wurde es auch wahrscheinlich Pfarrei und erhielt eine Pfarrkirche, welche dem heiligen Gallus geweiht wurde. Aber dieses Tett nang wäre wohl ein unbedeutendes Dorf geblieben, wenn nicht in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Grafen im Argengau, dem Zuge der Zeit folgend, auf einer vorgeschobenen Spitze einer durch das Eis gebildeten Terrasse eine Burg erbaut hätten. Diese nannten sie nach dem in der Nähe gelegenen Dorf „Burg Tett nang“. Als ihr erster Bewohner ist im Jahre 1154 ein Graf Cuno von Tett nang bekannt.

Nun hören wir von Tett nang erst wieder in Verbindung mit den Grafen von Montfort. Dieses am Bodensee und in Vorarlberg einst so mächtige Geschlecht stammt väterlich von den Pfalzgrafen von Tübingen ab. Als der letzte Graf von Bregenz, Rudolf, um das Jahr 1143 starb, hinterließ er nur eine Tochter Elisabeth, welche mit dem Pfalzgrafen Hugo